

Maximilian Gregor Hepach

Phänomen

2024

<https://doi.org/10.25969/mediarep/21988>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hepach, Maximilian Gregor: Phänomen. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 16 (2024), Nr. 1, S. 93–97. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/21988>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

tion die Stellen an den Universitäten blockieren würde, wäre auch die Bleibefreiheit eine Freiheit, die auf Kosten anderer geht.

Doch stimmt die Annahme, dass unbefristete Mittelbaustellen und die eben genannte Transformation von Lehrstühlen in sogenannte Departments zukünftigen Generationen eine wissenschaftliche Karriere versperrt? Eine Publikation des Netzwerks für Gute Arbeit in der Wissenschaft (NGAWiss) hat sich dieser Frage gewidmet. Das NGAWiss (2020a) hat dabei den Etat eines durchschnittlichen Instituts der Ordinariuniversität berechnet und ihn in verschiedene Departmentmodelle mit unterschiedlichen Anstellungsprofilen überführt. Die Rechnungen ergeben, dass auch Departmentmodelle eine jährliche Fluktuation aufweisen. Damit errechnet das NGAWiss lediglich, was bereits in anderen Ländern (wie den USA, Dänemark, Großbritannien, den Niederlanden und vielen mehr) Praxis ist. Es entkräftet außerdem das Argument des BMBF – in dem auch mitschwingt, dass verstetigte Stellen im Mittelbau unsolidarisch gegenüber anderen Wissenschaftler*innen seien – und stellt es vom Kopf auf die Füße. Denn es sind vor allem die derzeitigen Anstellungsstrukturen, die (selbst-) ausbeuterische Verhältnisse ermöglichen und eine Entsolidarisierung des Staates gegenüber seinen Angestellten vorantreibt.

Wissenschaftsfreiheit als Bleibefreiheit zu denken, verweist schließlich auch auf eine weitere Forderung des NGAWiss. 533 Millionen Euro machen den jährlichen Etat der Deutschen Forschungsgesellschaft aus, die an der Befristungsmisere Mitverantwortung trägt. Aus Perspektive des hier vertretenen ökologischen Freiheitsbegriffs lässt sich das Missverhältnis kaum anders fassen, als dass Bund und Länder hohe Summen in befristete Projektgelder investieren, während es den Universitäten an der nötigen Grundfinanzierung mangelt. Die Forderung des NGAWiss (2020b), den Forschungsetat umzuschichten und so die Bedingungen für nachhaltige Anstellungen an den Hochschulen zu schaffen, ist letztlich ebenfalls

eine implizite Forderung nach Bleibefreiheit an deutschen Hochschulen. In nochmals anderen Worten lässt sich die Forderung wie folgt formulieren: Wissenschaftler*innen sollten sich nicht wie derzeit in die eigene Prekarität hinein forschen, sondern einer Ethik des Wissens nachgehen können, die das Lehren und Forschen zu Bestandteilen eines *guten Lebens* machen.

CHRISTOPHER LUKMAN
(Kommission für Gute Arbeit)

Lit.: **Matthews, Michael R.** (1989): Descartes, in: ders. (Hg.): *The Scientific Background to Modern Philosophy*, Indianapolis, 87–108. • **Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft** (2020a): *Personalmodelle für Universitäten in Deutschland. Alternativen zur prekären Beschäftigung*, Berlin, mittelbau.net/wp-content/uploads/2020/11/Personalmodelle_final.pdf (24.11.2023). • **Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft** (2020b): *Für faire Beschäftigung an deutschen Hochschulen! Forderungen des Netzwerks für Gute Arbeit in der Wissenschaft*, ngawiss.uber.space/wp-content/uploads/2020/11/Forderungen_NGAWiss_überarb.pdf (24.11.2023). • **Redecker, Eva von** (2022): *Bleibefreiheit*, Frankfurt/M.

P

PHÄNOMEN Phänomene, so das Alltagsverständnis, sind etwas besonders Augenscheinliches. Sie stechen aus dem Grundrauschen der Alltagswahrnehmung heraus und werden Gegenstand des eigenen oder kollektiven Interesses. Exemplarische Gegenwartsphänomene sind die Zunahme und Beschleunigung von Internetphänomenen mit dem Aufkommen neuer sozialer Medien, oder Himmelsphänomene, denen neue Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil auf Nachthimmelfotografien Sternbilder von den Streifen der Starlink-Satelliten überschrieben werden können.

Phänomene, so scheint es auf den ersten Blick, drohen uns nicht auszugehen – ganz im Gegenteil. Doch in dieser Verwendung des Begriffs <Phänomen> geht eine Bedeutungsdimension unter, gehen uns andersartige Phänomene und die dazugehörige Aufmerksamkeit aus, die für die

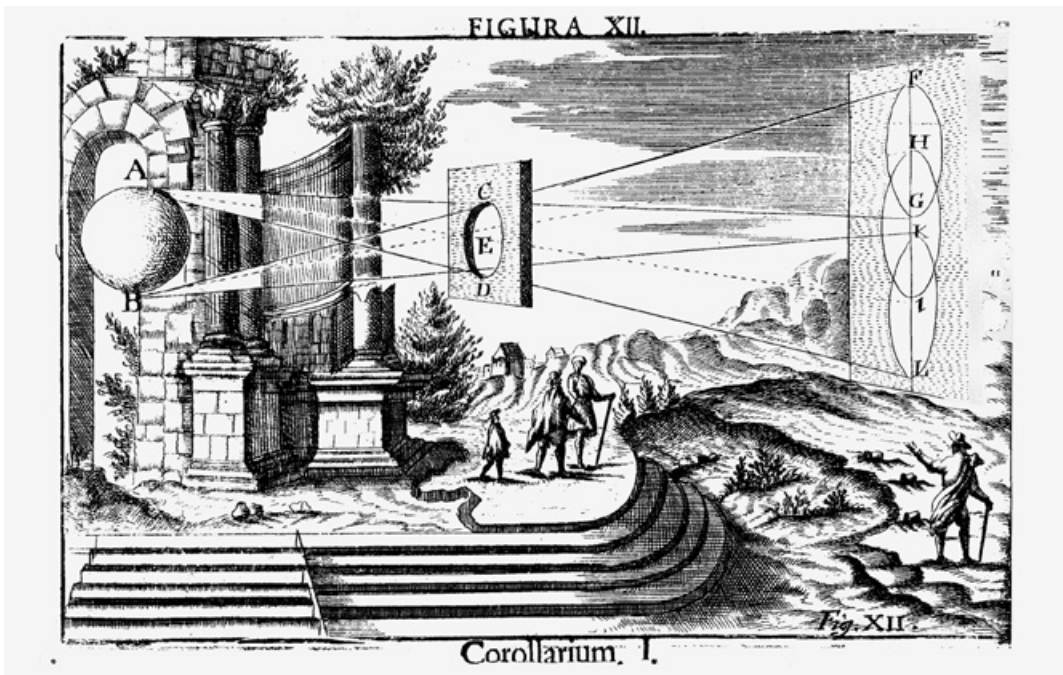


Abb. 1/2 (diese u. nächste Seite) Darstellung aus Zahn: *Oculus artificialis teledioptricus sive telescopium* (1685)

P

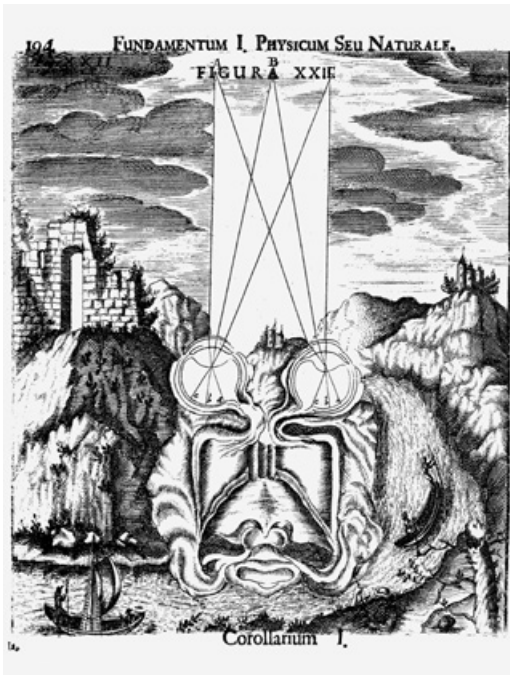
Medientheorie besonders anschlussfähig sind. Jene phänomenologische Aufmerksamkeit richtet sich nicht auf das Einzelne, vermeintlich Einzigartige, sondern auf das unscheinbare Rauschen selbst, aus dem die Erfahrung hervorzugehen scheint.

In seiner 1917 gehaltenen Antrittsvorlesung in Freiburg umreißt Edmund Husserl den Begriff «Phänomen» und somit das Forschungsgebiet der Phänomenologie. Dabei ist zunächst augenfällig, dass Husserl jenes Forschungsgebiet und somit die Phänomene selbst «unsichtbar» nennt (Husserl 1976, 365). In der Alltagserfahrung oder, phänomenologisch gesprochen, in der «natürlichen Einstellung» (ebd., 370) blickt man immer schon durch sie hindurch. Beim Sehen erscheine uns z. B. ein Gegenstand als Teil einer wie auch immer gearteten Außenwelt, die von der eigenen Wahrnehmung unabhängig ist. Aber, und hierin liegt eine erste Pointe der Phänomenologie, gänzlich unabhängig von der Erfahrung erscheint kein Gegenstand, keine Außenwelt. Denn wie könnte man sonst von jenem

Gegenstand oder jener Außenwelt wissen, wenn sie nicht auf die ein oder andere Art und Weise in der Erfahrung gegeben wäre?

In seiner Einführung in die Phänomenologie beschreibt Dan Zahavi eindrücklich, dass wir nicht «seitwärts» auf unsere Erlebnisse und Erfahrungen blicken können, um abzugleichen, bis zu welchem Grad sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen (Zahavi 2018, 28). Dieses Seitwärtsblicken oder Abgleichen ist, so Zahavi weiter, uns versagt, weil jedes Verstehen der Wirklichkeit per definitionem perspektivisch ist. Was dann bleibt, sind die Phänomene: die Erscheinungsweisen der Wirklichkeit.

An dieser Stelle ist ein oft wiederholtes Missverständnis in Hinblick auf die Phänomenologie naheliegend: Die Phänomene, also die Gegenstände der Phänomenologie, seien rein subjektiv. Aber schon die Unterscheidung zwischen subjektivem Erfahren und objektivem Wissen ist, so eine weitere phänomenologische Pointe, Ergebnis eines bestimmten naturwissenschaftlichen Vorur-



teils. Diesem zufolge lässt sich das Erfahren von den Dingen bzw. eine subjektive Innenwelt von einer objektiven Außenwelt trennen. Aus phänomenologischer Perspektive hingegen sind Phänomene solchen theoriebeladenen Unterscheidungen zwischen vermeintlich <Subjektivem> und <Objektivem> vorgängig.

Was bleibt nun, wenn, einen weiteren phänomenologischen Fachbegriff nutzend, die Gültigkeit verschiedener Zuschreibungen wie <subjektiv> oder <objektiv> «eingeklammert» (Husserl 1976, 374) und stattdessen auf die Erfahrung selbst geschaut wird? In einem iterativen Prozess, auch «phänomenologische Reduktion» genannt (ebd., 372), reflektiert die Phänomenologie primär über die *Gegebenheitsweisen* der Erfahrung, also über die verschiedenen Arten und Weisen, wie Erfahrung und ihre Gegenstände miteinander verflochten bzw. korreliert sind. Aus dem Grundrauschen treten Erfahrungsgefüge hervor.

«[R]eine Phänomenologie» (ebd., 364), wie sie Husserl in seiner Antrittsvorlesung zu begründen

versucht, beschäftigt sich dann nicht mit den Details einzelner Erfahrungen, sondern mit den Gesetzmäßigkeiten der Phänomene; also mit den Regeln, die den Gegebenheitsweisen unserer Erfahrung zugrunde liegen. Dass man z. B. beim Wahrnehmen immer nur eine Seite eines Gegenstandes sehen, aber durch Blickwechsel verschiedene Perspektiven auf den Gegenstand einnehmen kann, somit verschiedene Seiten zum Vorschein bringt und einem Gegenstand zuordnen kann, ist eine Gesetzmäßigkeit, die weder auf das Wahrnehmen noch auf das Wahrgenommene allein zurückzuführen ist. Sie ist vielmehr das Ergebnis einer bestimmten Verflechtung oder Korrelation von Bewusstsein und Gegenstand. Untersucht man diese Verflechtung auf ihre Möglichkeitsbedingungen hin, dann beschäftigt man sich nicht allein mit der*demjenigen, die*der wahrnimmt, oder mit demjenigen, das wahrgenommen wird, sondern mit beiden in ihrer Bezogenheit aufeinander; also mit dem Phänomen <Wahrnehmung>.

P

Auch wenn man nicht in Gänze seitwärts auf die Erfahrung blicken kann, führt die Beschäftigung mit und die Sichtbarmachung von Phänomenen doch zu größerer Klarheit darüber, wie die eigene Erfahrung mit der Welt konstitutiv verflochten ist. Die Perspektivverschiebung von der natürlichen hin zu einer zunehmend phänomenologischen Einstellung eröffnet den Blick auf eine Vielzahl von Phänomenen, die sonst unscheinbar blieben bzw. durch <Phänomene> im alltags sprachlichen Sinne überblendet würden.

In «Orientations: Toward a Queer Phenomenology» vollzieht Sara Ahmed in der kritischen Auseinandersetzung mit Husserl eine solche Perspektivverschiebung und Sichtbarmachung (Ahmed 2006). Ahmed macht darauf aufmerksam, dass die Gegenstände, von denen Husserls Wahrnehmungsanalysen ausgehen, selbst nicht einfach vorhanden, sondern Ergebnis bestimmter Orientierungen sind. Dass man sich auf manche Gegenstände mehr einlässt als auf andere, verrät etwas über die eigene allgemeine Orientierung

zur Welt. Etwas wahrzunehmen bedeutet, so Ahmed, andere Dinge in den Hintergrund zu drängen. Orientierungen bestimmen so, was in den Vordergrund tritt. Sie bestimmen «die politische Ökonomie der Aufmerksamkeit» (ebd., 547, Übers. MH), welche hinter der scheinbar einfachen und offenkundigen Wahrnehmung unsichtbar bleibt.

Orientierungen dieser Gestalt haben nicht nur einen räumlichen, sondern auch einen historischen und gesellschaftlichen Hintergrund. Orientierungen gehen weder allein von der Person, die erfährt, noch von dem, was erfahren wird, aus. Sie spielen sich zwischen uns und den Dingen ab. Orientierungen, so Ahmed, sedimentieren sich im eigenen Leib, in Verhaltensweisen und Gesten, in Gegenständen, Gefühlen, Urteilen und Zielen. Aber Orientierungen bleiben beim bloßen Blick auf das, worin sie sich sedimentieren, unscheinbar. Sie werden erst sichtbar, wenn der Blick auf das Phänomenale gelenkt wird; auf die Verflechtung und Gegebenheitsweise der Erfahrung. Hierin liegt das emanzipatorische Potenzial der Phänomenologie, das Ahmed am Beispiel der Orientierung durchdekliniert: «Der Begriff der Orientierung erlaubt es uns zu enthüllen, wie das Leben durch die Anforderung, dem zu folgen, was uns bereits gegeben ist, in bestimmte Bahnen gelenkt wird» (ebd., 554, Übers. MH).

Mit Blick auf elementare Medien stellt Melody Jue in *Wild Blue Media. Thinking Through Seawater* (2020) ausführlich dar, wie Luft und Wasser Erfahrung unterschiedlich orientieren. Folgt man ihrer Strategie und taucht Grundbegriffe der Medientheorie – *interface, inscription, database* – unter Wasser, treten die terrestrischen Vorurteile an die Oberfläche, die jenen Begriffen innewohnen und «an Land» unsichtbar bleiben. Jues eigenes Abtauchen unter Wasser setzt die phänomenologische Reduktion in die Praxis um: Sie klammert die natürliche Einstellung zur Welt ein, indem sie die gesamte Gegebenheitsweise der Erfahrung mit einem Schlag ändert. Der Zugang zu den Phänomenen eröffnet sich so beim Bedenken der

Differenz zwischen der Gegebenheitsweise der Erfahrung über und unter Wasser. «Phänomen» und «Medium» lenken in diesem Fall beide die Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie uns Erfahrung gegeben ist.

In seinem Buch *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie* bedenkt Emmanuel Alloa (2011) ausführlich die Verwandtschaft von Medialität und Phänomenalität. Besonders deutlich wird diese in seiner phänomenologischen Interpretation der Wahrnehmungstheorie Aristoteles': Schon Aristoteles beschrieb den Ort der Wahrnehmung, der *aisthēsis*, «als eine noch näher zu bestimmende Mitte»; die Wahrnehmung «ist weder auf den wahrnehmenden Körper noch auf den wahrgenommenen Gegenstand zu reduzieren» (ebd., 85). Um etwas wahrnehmen zu können, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein: Zum einen muss ein Abstand bestehen zwischen der*demjenigen, die*der wahrnimmt, und demjenigen, das wahrgenommen wird; zum anderen muss dieser Abstand zugleich aber auch überbrückt werden. Für Aristoteles garantiert das Medium, so Alloa, «nicht allein die notwendige Distanz, sondern auch ihre Überbrückung» (ebd., 86). Das Mediale ist somit die Grundbedingung dafür, dass überhaupt etwas in Erscheinung treten, dass es zu einem Phänomen werden kann.

Macht Ahmeds Analyse darauf aufmerksam, dass Phänomene immer schon orientiert sind, hebt Alloa mit Aristoteles hervor, dass etwas überhaupt erst durch (*dia*) ein Medium mit einer «gewisse[n], wenn auch minimale[n] Dichte» zur Erscheinung kommen (*phainesthai*) kann (ebd.). Dasjenige, wodurch etwas zur Erscheinung kommen kann, nennt Aristoteles bekanntlich das *Diaphane* (*diaphanēs*), zu dem sowohl das Wasser als auch die Luft gehören.

Jedes Phänomen, so lässt sich zusammenfassend sagen, hat eine mediale Textur. Die Art und Weise, wie man sich selbst und wie einem*einer die Welt gegeben ist, ist medial vermittelt. In der elementaren Medientheorie und der Raumphänomenologie wird diese Tatsache verschieden

P

ausbuchstabiert. Aus medientheoretischer Perspektive an Phänomenen und aus phänomenologischer Perspektive an Medien weiterzuarbeiten, verspricht weitreichende Erkenntnisse über die Entstehungsbedingungen der eigenen und kollektiven Erfahrung, besonders in Anbetracht der Tatsache, dass mediale Texturen infolge des Klimawandels im globalen Maßstab in Veränderung begriffen sind. MAXIMILIAN HEPACH

Lit.: **Ahmed, Sara** (2006): Orientations: Toward a Queer Phenomenology, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Bd. 12, Nr. 4, 543–574. • **Alloa, Emmanuel** (2011): *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie*, Zürich. • **Husserl, Edmund** (1976 [1917]): Die reine Phänomenologie, ihr Forschungsgebiet und ihre Methode. Freiburger Antrittsvorlesung, in: *Tijdschrift voor Filosofie*, Bd. 38, Nr. 3, 363–378. • **Jue, Melody** (2020): *Wild Blue Media: Thinking Through Seawater*, Durham, doi.org/10.1215/9781478007548. • **Zahavi, Dan** (2018): *Phenomenology. The Basics*, London.

R

RÄUME

Maja-Lisa Müller Wenn ich darüber nachdenke, was uns im unmittelbaren Arbeitsumfeld an den Universitäten ausgeht, dann fallen mir auch die Räume ein. Räume sind knapp. Ständig fehlt Platz für Seminare, für Veranstaltungen. Man muss schnell sein bei der Raumbuchung, am besten bei jeglicher Planung immer schon die begrenzte Ressource Raum mitdenken. Oder man bekommt die Meldung: «Wir können Ihnen für den gewünschten Zeitraum leider keinen Raum zur Verfügung stellen. Bitte weichen Sie auf die Randzeiten (montags oder freitags, 8 bis 10 Uhr oder ab 18 Uhr) aus.»

Jana Mangold Das stimmt. Das hört man überall: «Schnell, schnell, entscheiden Sie jetzt schon Art

und Zeitfenster der Lehrveranstaltung, sonst sind alle Räume belegt.» Und das ist merkwürdig, weil man ja in dem naiven Glauben an der Uni anfängt, dass es bei der Lehrplanung um inhaltliche Fragen ginge.

M.-L.M. Ich wurde bereits bei meinem Vorstellungsgespräch an der Uni Bielefeld auf das besondere Qualitätsmerkmal von 10.000 Räumen an dieser Uni hingewiesen. Daher wundert mich diese Raumknappheit doppelt: Einerseits werden die Räume als Plus des Hauses angepriesen, warum also gibt es trotzdem keine Seminarräume? Andererseits gehen ja die Studierendenzahlen neuerdings überall zurück, warum also wird die Ressource universitärer Raum anscheinend immer knapper?

J.M. Ja, das ist eigenartig. Da hat das Haus so viele Räume und du bekommst dennoch keinen Seminarraum zu den üblichen Zeiten. Gibt es nun genügend Räume oder nicht? Worum geht es bei diesen Rückmeldungen, dass die Randzeiten zu bedienen sind? Brauchen immer weniger Studierende immer mehr Platz?

M.-L.M. Ich habe dazu ein wenig recherchiert und bin beim Dezernat Facility Management, Abt. FM.3: Planen und Bauen, Strategisches Flächenmanagement der Universität Bielefeld gelandet. Die *hard facts*: Die sagenhaften 10.000 Räume gibt es wirklich, allerdings entfällt ein Großteil davon auf die sogenannte «Nutzflächen»-Kategorie, also freie Flächen, Flure, Technik, Verwaltung usw. Daran ist zum einen spannend, dass gerade die Seminarräume nicht zu den Nutzflächen gerechnet werden. Zum anderen entkräftet es den Gedanken, den du schon formuliert hast, dass es an der Universität primär um Inhalte und deren Vermittlung bzw. Diskussion gehe. Flächenbedarfsmäßig ist die Universität eher ein Verwaltungsort. Das lässt sich ja auch daran nachvollziehen, dass einige Räume wenig an den Bedürfnissen Lehrender und

R